Die Welt im Spiegel des Berliner Festivals 1967 : II.

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **19 (1967)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Welt im Spiegel des Berliner Festivals 1967

II

FH. Deutschlands zweiter Beitrag, «Alle Jahre wieder», mit grosser Publizität angekündigt, versank in der Banalität. Gewollt war eine Satire auf eine Bevölkerung, die dem Regisseur Ulrich Schamoni offenbar sehr vertraut ist. Herausgekommen ist aber nicht viel anderes als eine Art nüchterner, deutscher Heimatfilm mit vielen deutschen Eigenheiten. Im Zentrum steht eine Dreieckgeschichte von einem selbstgefälligen, von seiner Familie getrennt lebenden, sehr gewöhnlichen Kleinbürger, der alle Jahre um des Scheines willen Weihnachten bei seiner Familie verbringt, aber diesmal heimlich seine Freundin mitgebracht hat. Darum herum ergeben sich die bekannten Verlogenheiten solcher Verhältnisse, die Halbheiten, das Versteckspielen, die Streitigkeiten, egoistischen Brutalitäten, das Ausweichen vor Entscheidungen. Gegenstück dazu bildet die Weihnachtsmesse, die ausführlich vorgeführt wird. Das ist mit Heimatstil-Zutaten alles nicht schlecht gemacht und mit Pointen versehen, die bei harmlosen Leuten manches Gelächter erzeugen werden — doch wo bleibt die Satire, die Kritik? Am Schluss wird gar ein deutsches, banales Spiesser-Saufgelage in langen Sequenzen dargestellt, bei dem auch der leiseste Anschein einer Distanzierung fehlt, indem sich im Gegenteil die Filmurheber sehr wohl zu fühlen scheinen. Im Ganzen eine alte Schablone, Opas Kino, mit deutlichem Schielen auf die Kasse, ohne jede eigene Stellungnahme, erbärmlich standpunktlos, ohne einen Schimmer von mutiger, eigener selbst erarbeiteter Ueberzeugung. Vergebens wird man also auch dieses Jahr nach den deutschen Beiträgen fragen, welchen Ueberzeugungen die neue, deutsche Generation huldigt. Es kommt alles aus dem Nichts und geht ins Nichts, jeden Dialog verunmöglichend.

Trotz ausgezeichneter Photographie und geschickter Regie konnte der norwegische Film «Das Mädchen Liv» nicht überzeugen. Es sollte die Geschichte eines Photomodells werden, das aus einem oberflächlichen Leben des schönen Scheins zum wahren Leben erwacht. Effektvoll popmässig gedreht, langweilt der Film durch banal-scheintiefen Dialog bis zur Ungeniessbarkeit.

Ueberragend im Verhältnis dazu der schwedische Film «Hier hast Du Dein Leben», in welchem ein junger, zäher, lebenshungriger Proletarier aus dem damals noch armen Norden auszieht, um ein Mann zu werden. Es ist sozusagen ein Stück Geschichte, der Film spielt zur Zeit des 1. Weltkrieges in sozialen Verhältnissen, die Schweden, das Land mit dem höchsten Lebensstandard, längst überwunden hat. Wir erleben die wechselnden Arbeitsplätze des jungen Mannes, sein erster Kontakt mit Mädchen, mit Kameraden, mit sozialistischen Ideen. Das Thema ist alltäglich. Millionen von jungen Männern haben Aehnliches erlebt und mitgemacht, die Aussage unbedeutend, abgesehen von einer gewissen parteipolitisch-sozialistischen Tendenz. Was den Film jedoch auszeichnet, ist der lebendigharte Zugriff des Regisseurs ins Leben, durchwoben von einem tiefen, beinahe lyrischen Gefühl für die Natur, die immer wieder in poetischer Weise einbezogen wird. Dieses Gefühl erweist sich auch als sicheres Einfühlungsvermögen in ganz verschiedene Menschen, die treffend herausgestellt werden. So ist eine ausgezeichnete dokumentarisch wahre Entwicklungsgeschichte entstanden, die dazu oft von poetischem Reiz ist, nicht ganz ohne Heimweh nach einer vergangenen Zeit, und damit ein schöner Film, wie er in der Gattung der epischen Filme sonst kaum anzutreffen ist. Leider dauert er über 3 Stunden und wird so seinem Schicksal, erheblich gekürzt zu werden, nicht entgehen, was den Eindruck, den er hervorruft, erheblich verändern kann.

Nochmals kamen die Jugoslawen mit einem Film aus den Belgrader Slums, die es anscheinend dort auch noch gibt, auf die Leinwand mit «Die Ratten erwachen». Es ist eine sehr kritische Darstellung ungehemmten Trieblebens in einer primitiven Mietskaserne mit Schwarzmarkt, Schmuggel gefährlichen Gutes, ungehemmter Sexualität, Erpressungen, Handel in Pornographien unter gescheiterten Existenzen. Was den Film annehmbar macht, ist die gute Regie und noch mehr, dass der Regisseur diese schmuddlige Welt heimlich liebt, so sehr er sie kritisch betrachtet.

Die Italiener nehmen offenbar das Festival von Berlin nicht ernst, musste man sich sagen, als der zweite italienische Beitrag «Der Mann mit dem Nasenpfiff» die Leinwand passiert hatte. Eine kommerziell erdachte Satire auf die Manipulierung der Patienten in geldräuberischen Luxuskliniken, aus denen niemand mehr herauskommt, ohne Tiefe und Kraft, nur oberflächlich auf Unterhaltung eingestellt. Offenbar auch gedreht, um den Italienern die miserablen Zustände in ihren Spitälern etwas schmackhafter zu machen.

In die echten Londoner Slums führte dann der englische Film «Flüsternde Wände», der mit einer grossen Schauspielerin bekannt machte, mit Dame Edith Evans als arme, mittellose, von allen verlassene Frau. Sie lebt vorzüglich von den Illusionen, die ihr die Wände zuflüstern. Der Film steht und fällt mit dieser grossartigen Darstellerin, die genau den Ton einer solchen Existenz trifft, ohne Klage, sehr zurückhaltend gespielt, nur durch den brutalen Eingriff von gangsterhaften Geschehnissen kontrastiert.

«Los, lass uns doch mal verrückt spielen!» kam aus Schweden und stellt einige anarchistische Gammler dar, denen es gelingt, eine anständige, junge Frau zu sich herabzuziehen. Orgien, Diebstähle, Gewaltakte folgen sich, bis ein Mord unterläuft, der der Frau einen heilsamen Schock versetzt und sie von der Bande davonrennen lässt. Die Motivierung ist schlecht, ebenso der Kontrast zwischen gefestigter Bürgerlichkeit und dem Beat-Gang, für den der Film jedoch eine gewisse Nachsicht zeigt. Dass er ihn erst am Ende demaskiert, wenn alle Untaten Revue passiert sind, gehört zum üblichen Kassen-Schema.

Ein bedeutender Film, allerdings mit einer unübersehbaren Schwäche, hatten dagegen wieder die Franzosen als zweiten Beitrag mitgebracht, «Die Wand». Es ist die Verfilmung von Sartres gleichnamiger Novelle, die zwar nicht zu seinen stärksten gehört, von der letzten Nacht dreier von den Frankisten zum Tode verurteilter, internationaler Spanienkämpfer. Wörtlich ist dabei der Dialog übernommen und überraschend sinngerecht und atmosphärisch ins Bild übersetzt worden. Schade, dass Sartre zu einer unwahrscheinlich komplizierten Konstruktion mit dem billigen Mittel des Zufalls greifen muss, um einen der Drei überleben und seine These bestätigen zu lassen. Erinnert der Hauptteil des Films stark an Bresson, wenn auch weniger konzentriert, so wird dieser bei aller Schwere ganz überwiegend positive Eindruck durch den Schluss zerstört.

Der griechische Film «Das Gesicht der Medusa» wollte mit feierlicher Langsamkeit die alte Sage der Medusa ins Moderne abwandeln, antike Atmosphäre erzeugen, was gründlich misslang. Statt echtem Pathos und Leidenschaftlichkeit gab es nur schein-edlen Schwulst.

Ebenfalls reichlich snobistisch und hochfahrend mutete der französische «Die Sammlerin» an. Er schildert die fürchterlichen Seelenkämpfe eines jungen Mannes, der an der angenehm südlichen Küste Frankreichs dem schweren Tagewerk obliegt, in stilvoller Weise das abolute Nichts-

tun zu suchen, aber dabei einem jungen Mädchen begegnet, das sich eine Sammlung junger Männer anlegt. Auch er soll selbstverständlich darin seinen Platz einnehmen, welch schrecklichem Schicksal er nur knapp nach langen, subtilen Monologen entgeht. Man könnte den Film als Satire auf ein schmarotzerisches Dandytum auffassen, aber er nimmt die Sache absolut ernst, unüberbietbar suffisant, und prätentiös penetrant nach der bekannten Hinterseite der «Cahiers du Cinéma» riechend, deren Mitarbeiter der Regisseur Eric Rohmer lange war.

Da war der letzte Film des Festivals «Paranoia» aus Holland lebensechter, ehrlicher und wahrer. Er schildert klar die Entwicklung einer gefährlichen Geisteskrankheit mit allen wichtigern Symptomen, wie sie aus zahlreichen Krankheitsgeschichten bekannt ist. Die Unerbittlichkeit der Paranoia, die keinerlei äussern Beeinflussungsmöglichkeiten zugänglich ist und die ganze Umgebung eines solchen Kranken gefährdet, wird überzeugend dargestellt. Immerhin ist die Regie nicht so dicht und umfassend wie in dem analogen, englischen Film «Eckel», und deshalb die Wirkung auch nicht so erschütternd.

Damit waren die Berliner Filmfestspiele, die keine Meisterwerke, manche Enttäuschung, aber auch manche Anregungen und Hinweise erbracht hatten, zu Ende.

Preise der offiziellen Jury der Berliner Filmfestspiele

Goldener Bär: «Der Start» («Le départ»), Belgien.
Begründung: «Für die Freiheit des filmischen Ausdrucks, mit dem Probleme der heutigen Jugend formuliert werden».

Silberner Bär für die beste Regie: «Die Ratten erwachen», (Jugoslawien).

Begründung: «Für die hervorragende Gestaltung morascher und psychologischer Probleme».

Silberner Bär: «Sammlerin aus Leidenschaft» («La Collectionneuse») Frankreich.

Spezialpreis für Idee und Drehbuch «Alle Jahre wieder» (Deutschland).

Preise für beste schauspielerische Leistungen an Michel Simon («Der alte Mann und das Kind») und Dame Edith Evans («Flüsternde Wände»).

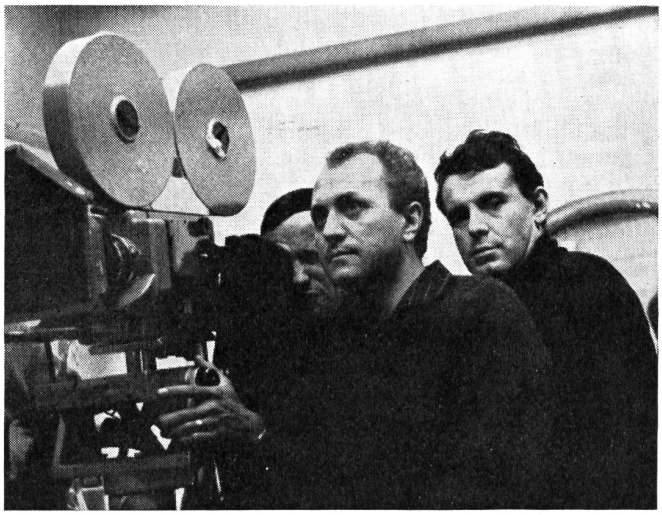
Milos Forman über sich selbst

FH. Der tschechische Regisseur Forman hat sich stark in den Vordergrund gespielt; vor allem ist er mit der «Liebe einer Blondine» im Westen populär geworden, ein Film, der ausgesprochen westliche Züge aufweist. Leider ist im allgemeinen über die Talente jenseits des eisernen Vorhanges, die auch der Westen nicht ignorieren darf, wenig zu vernehmen, doch ist es einer italienischen Journalistin, Flavia Chelli, gelungen, mit Forman in Prag persönlich Kontakt aufzunehmen, was für Ausländer sonst schwierig ist. Geholfen hat ihr, dass eine italienische Produzentenfirma einen Regievertrag mit ihm abgeschlossen hat, nachdem er die Ermächtigung dazu vom Staate erhielt. Er bekam nach seinen Angaben für diesen aus Rom auf einmal soviel Geld, wie sonst in Prag nur in zehnjähriger Arbeit. Seine Frau meinte dazu, dass er «der erste tschechische Regisseur sei, dem der Staat erlaubt, reich zu werden». Dabei waren es nur 25 000 $.

Er sprach dabei von seiner schweren Jugend. Zwischen den beiden Kriegen geboren, verlor er mit 7 Jahren seine Eltern im Konzentrationslager. Er wurde dann zu Verwandten abgeschoben und an der Film-Fakultät der Universität Prag — so etwas gibt es dort — ausgebildet. Seine erste Beschäftigung nach Erlangung des Diploms war das Fernsehen, aber es ging fünf Jahre, bevor er die erste Inszenierung vornehmen durfte. Dagegen wurde er Sprecher, und zwar einer der ersten, am Prager Fernsehstudio. Auf diese Weise brachte er sich bescheiden durch.

Sein erster Film hiess «Die Jungen». Da er selbst eine unglückliche Jugend hatte, mit der er sich immer noch beschäftigt, glaubt er, besonderes Verständnis für die Jugend zu haben und interessiert sich brennend für deren Probleme, was auch in allen seinen spätern Filmen zum Ausdruck kommt. Im ersten Film spielte seine Gattin Jana Brechowa die Hauptrolle, die heute in der ersten Reihe der tschechischen Darstellerinnen steht. Aber «die Ehe war zu romantisch, zu schön, um zu dauern», bemerkte er; sie scheiterte nach drei Jahren an dem Gegensatz zwischen Familien- und Berufspflichten der Frau. Das hatte zur Folge, dass er seiner zweiten Frau, die ebenfalls zum Film drängte, jede berufliche Tätigkeit untersagte, was beweist, dass die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau auch in einem kommunistischen Staat nicht so konsequent, wie behauptet, durchgeführt wird.

Mit 30 Jahren war er noch nicht sehr weit fortgeschritten und hatte das Gefühl, dass er im Staatsbetrieb auch nicht mehr vorwärts komme. Mit seinem wenigen Geld kaufte er sich eine 16 mm Filmkamera und begann, Dokumentarfilme auf eigene Rechnung über alles zu drehen, was ihn interessierte und inspirierte. Es war ein sehr schwerer Beginn; er blieb verschiedene Male ohne einen Rappen auf der Strecke. Schliesslich half ihm einmal sein



Milas Forman (ganz rechts), der junge, tschechische Regisseur, der sich auch im Westen Ansehen erwarb und dessen neuestes Werk in Venedig zu sehen sein wird, bei Dreharbeiten.